

Klaus Wowereit
mit Hajo Schumacher

... und das ist auch gut so
Mein Leben für die Politik

KLAUS WOWEREIT

mit Hajo Schumacher

... und das ist auch gut so

Mein Leben für die Politik

Karl Blessing Verlag



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Munken Premium Cream
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage

Copyright © für die deutschsprachige Ausgabe 2007 by
Karl Blessing Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright 2007 by Klaus Wowereit/Hajo Schumacher
Redaktionelle Mitarbeit: Susan Mücke
Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kompanie Werbeagentur,
München – Zürich
Layout/Herstellung: Ursula Maenner
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-89667-334-3

www.blessing-verlag.de

Meiner Mutter Hertha, die ihr Leben lang gekämpft hat
und der ich so viel zu verdanken habe.

Inhalt

Mein Berlin 9

Kindheit in Lichtenrade: Prekariat und Patchwork 17

Eine Berliner Jugend: Knutschen und Mitbestimmung 50

Studentenjahre: Juso und Jura 67

Berufsstart: Leben und Leiden eines Stadtrats 93

Mitten im Leben: Die Freude der Wenden 122

Ins Rote Rathaus: Große Krise, große Chance 146

Heikle Koalition: Ein Neustart ins Ungewisse 192

Lohn der Arbeit: Es geht voran 240

Lebenslauf 279

Bildnachweis 284

Personenregister 285

Mein Berlin

»Wowereits Begeisterung, für Techno ebenso wie für Opernnächte, hat die Berliner dazu bewegt, den kulturellen Reichtum der Hauptstadt anzuerkennen.«

Time Magazine

Vielleicht verreise ich deswegen so gern, weil ich noch lieber wieder nach Berlin zurückkehre. Die Rückkehr macht mir jedes Mal wieder Freude. Bei welchen Städten geht es einem schon so, dass man mit Beginn des Sinkflugs unweigerlich anfängt, leise zu pfeifen oder fröhlich zu summen? Aus dem Fenster sieht man, wie die Weiten der Brandenburger Felder langsam enden und die bebauten Zonen wachsen: Hier beginnt die Stadt. Die Wasserflächen sehen aus, als herrsche fast zu jeder Jahres- und Tageszeit Betrieb. Ausflugsdampfer, ein einsamer Angler, der träge Havelschipper. Immer wieder überwältigt mich das satte Grün Berlins. Unweigerlich steigt ein Gefühl von Vertrautheit auf, von Freude auf meine Heimat, einen Ort, an dem ich mich sicher und geborgen fühle. Willkommen zu Hause. Heimat. Nähe. Verantwortung. Mein Berlin. Ich bin gewählt worden, um dafür zu sorgen, dass sich am Ende einer Wahlperiode mehr Menschen wohl, sicher und anerkannt fühlen als zu deren Beginn. Ich arbeite gern für diese Stadt. Denn ich habe Berlin viel zu verdanken.

Bevor wir landen, fliegt der Pilot oft noch eine Schleife über der Stadt. Ist die Sicht klar, bietet sich ein grandioses Panorama. Das dunkelgrüne Band des Tiergartens, aus dem jene kräftigen Bauten herausragen, die es vor 20 Jahren noch gar nicht gab. Potsdamer Platz, Reichstag und Kanzleramt. Die Architektur ist beeindruckend und wird durch die großzügigen freien Flächen zwischen den Gebäuden besonders zur Geltung gebracht. Berlin ist weit und offen. Hier findet jeder einen Platz.

Wie eine riesige Nadel ragt der Fernsehturm vom Alex empor. Am Fuße erkennt man einen wuchtigen Backsteinblock – das Rote Rathaus, in dem mein Büro liegt. Die Prachtstraße Unter den Linden, Museumsinsel, steinerne Relikte aus einer Zeit, als Kaiser und König herrschten. In der Ferne sind die verwaisten Großantennen der Amerikaner auf dem Teufelsberg zu erkennen. In Berlin war die Macht zu Hause, nicht immer zum Wohl der Stadt. Bei jeder der breiten Einfallstraßen, die wir gerade überfliegen, muss ich kurz überlegen, welche es ist. Je näher das Flugzeug der Erde kommt, desto deutlicher ist das städtische Leben zu erkennen: Villen, Baustellen, Gewerbe, ein Fußballplatz, manche Brachen, Verkehr, der meistens fließt. Überall Menschen, immer Bewegung. Metropole.

Egal, ob ich nur ein paar Stunden unterwegs war oder eine ganze Woche, ich empfinde immer eine ganz besondere Spannung bei der Rückkehr. Denn irgendetwas ist immer geschehen. Eine tolle Premiere hat stattgefunden oder eine verrückte Ausstellung in irgendeinem verträumten Hinterhof. Eine zukunftsweisende Firma ist gegründet worden, eine bahnbrechende Erfindung wurde gemacht, ein neues faszinierendes Gebäude wurde eröffnet. Berlin steht nie still, ist nie fertig.

Tag und Nacht liegt ein Flirren über dieser Stadt, eine Glo-

cke aus Kraft und Kreativität, in die das Flugzeug langsam eintaucht und die seine Passagiere gleichsam auflädt mit diesem besonderen Berliner Gefühl. Mag das Leben hier auch nicht leichter sein als anderswo, so ist es doch gelassener, neugieriger, ein bisschen frecher vielleicht, auf jeden Fall aber international. Wir Berliner haben schon eine ganze Menge mitgemacht: Preußen, Kaiser, Kriege, die Nazizeit, Teilung plus Mauer.

»Die Geschundene« hieß diese Stadt lange. Aber sie hat das Leid ertragen und daraus gelernt. Zum Beispiel, die besseren Zeiten dankbar anzunehmen. Nach einigen Jahren Misstrauen sich selbst gegenüber entdeckt Berlin sich derzeit neu. So wie die Skepsis im ganzen Land abnimmt, so gewinnen die Bewohner der Hauptstadt langsam, aber beharrlich ein neues Selbstbewusstsein. Wir erleben eine Zeit, die zu den glücklicheren Phasen Berlins gehört. Es ist nicht alles perfekt, aber die Richtung stimmt. Es geht voran.

Einbildung oder nicht, mir kommt die Landung in Berlin oft sanfter vor als auf anderen Flughäfen. Das Flugzeug ist fast immer bis auf den letzten Platz gefüllt. Es herrscht Ungeduld an Bord, Tatendrang. Menschen aus aller Welt wollen in diese Stadt, Geschäftsleute, Kulturtouristen, Studenten, Heimkehrer. Es sind die dauernde Bewegung, der nie endende Zufluss von frischer Energie, die meiner Heimatstadt ihre eigene Faszination geben.

Berlin ist ein weltweites Symbol für eine wechselhafte Vergangenheit wie für eine gut gelaunte Zukunft. Hier begegnen sich die beiden großen Reiche, der Westen und der Osten. Kreative Menschen aus der ganzen Welt streben nach Berlin. Wir sind offen, tolerant, jung und längst nicht so teuer wie vergleichbare Städte. Berlin ist nicht exklusiv und dennoch attraktiv.

Das vereinte Deutschland hat eine Metropole bekommen,

die es verdient, auf die wir stolz sein können, ohne überheblich zu werden, ein spannendes Labor der Zukunft, das Spaß macht, oft an- und manchmal auch aufregt. »Fröhlich, frech und manchmal mit dreister Leichtigkeit findet die alte Preußen-Hauptstadt zu einer neuen Identität«, schrieb der *Spiegel* in einem seltenen Moment der Begeisterung. Berlin sei eher Gemütszustand als Örtlichkeit. Bei uns werde »auf eine ziemlich entspannte Weise wieder Staat gemacht«. Zutreffender kann man es nicht sagen. In ein paar Monaten allerdings wird der Ton ins Gegenteil kippen; dann sind wir wieder die teuren Kostgänger der Republik.

Gelobt und verachtet – so ist es immer mit Berlin. Jeden Tag bekomme ich Briefe von Bundestagsabgeordneten, die sich beschweren, weil Hundedreck vor ihrer Haustür liegt oder ihre Joggingstrecke durch eine Straßensperrung blockiert ist. Solche Dramen soll ich umgehend beheben. Aber tags darauf erklären die gleichen Parlamentarier, dass wir viel zu viel Geld vom Bund bekommen.

So viel auch gemeckert wird, so stolz sind viele unserer Neubürger auch, in der Hauptstadt zu wohnen. Sie spüren, dass das Bild dieser Stadt sich verändert hat. Das Metropolengefühl, das wir in New York und Paris, in London und Rom so gierig eingesogen haben, solange unsere Kapitale ein niedliches Beamten- und Studentenstädtchen am Rhein war, dieses besondere Metropolengefühl gibt es jetzt auch in Deutschland. Keine Frage, die Skepsis war groß, auf beiden Seiten. Inzwischen aber haben das Land und seine Hauptstadt sich aufeinander zubewegt. Wohin ich auch komme, überall sind die Leute begeistert. Sie waren gerade erst in Berlin oder wollen sehr bald mal vorbeischaun.

Jährlich 140 Millionen Tagestouristen besuchen uns, die

Zahl der Übernachtungen nähert sich der 20-Millionen-Marke. Mit 80 000 Kongressen und ihren 6,2 Millionen Teilnehmern belegen wir weltweit eine Spitzenposition. Die Menschen kommen so gern, weil in Berlin keine künstliche Coolness herrscht, kein angestrengter Schick. Es ist nicht so eng wie in Shanghai, nicht so bedrohlich wie Rio oder Moskau, der Smog nicht so dicht wie in Mexiko City. Hier gibt es keine No-go-Areas, die Stadt ist sicher und schließt niemanden aus, auch nicht Menschen mit kleinem Budget.

Es ist eine große Herausforderung, diese Stadt zu regieren, ihre Weltläufigkeit ebenso zielstrebig zu entwickeln wie ihre liebenswerten Seiten zu erhalten. Berlin, das ist bei allem Lichterglanz eben auch eine Sammlung ganz unterschiedlicher Kieze, die das gute Gefühl von Heimat und Liberalität geben.

In meiner Kindheit war Lichtenrade mein Zuhause, heute ist es der Ku'damm. Selbst hier, auf der weltberühmten Touristenstraße, gibt es ein gemeinschaftliches Zusammenleben, wie ich es mir wünsche. Gegenwehr ist zwecklos, wenn der griechische Wirt, der unten in unserem Haus sein Restaurant betreibt, mich nach einem langen Arbeitstag auf ein Glas Wein hereinbittet. Ich gehe am Samstag, wie andere Bürger auch, zum Einkaufen, und keiner stört sich daran, dass ich im Sommer Shorts trage. Ich brauche keinen Wall aus Sicherheitskräften, monarchische Anwandlungen sind mir seit jeher fremd. Es freut mich, wenn die Leute »Hey Wowi« rufen oder ein Foto mit mir machen. Ich will ein Politiker zum Anfassen sein, der die Meinung der Menschen respektiert, ohne ihnen nach dem Mund zu reden.

Ich habe noch immer eine Menge Freunde von früher, darunter viele Lehrer, die mir das gute Gefühl von Vertrautheit geben. Ich pflege diese Freundschaften, schütze sie aber auch

vor der Öffentlichkeit. Die Großstadt Berlin gibt mir die Chance, meine beiden Leben zu führen, das öffentliche ebenso wie das private. Ich schätze den Respekt, der mir und meinem Partner Jörn entgegen gebracht wird. Jörn ist mein Anker, mein Freund, mein Berater, meine Erdung. Wo er ist, da bin ich zu Hause.

Ich kann mir keinen schöneren Wohn- und Arbeitsplatz vorstellen als Berlin. Ich bin gern Regierender Bürgermeister, auch wenn es immer schwieriger wird, Verständnis für politisches Handeln zu erringen. Es ist keinem Bürger zuzumuten, jede politische Entscheidung bis ins letzte Detail nachzuvollziehen. Wir leben in einer repräsentativen Demokratie, was bedeutet, dass Politiker mit der Erledigung der öffentlichen Aufgaben betraut werden. Je komplexer die Entscheidungen sind, desto größer muss auch das Vertrauen sein, das zwischen dem Volk und seinen Vertretern herrscht. Natürlich können die Bürger einen Politiker nach vier oder fünf Jahren wieder abwählen. Aber auch in dieser kurzen Zeit kann er eine Menge Unfug fabriziert haben.

Die permanente Kontrolle eines Politikers ist praktisch unmöglich. Entscheidend ist daher ein grundsätzliches Vertrauen. Wie aber entsteht dieses Vertrauen? Nur sehr bedingt auf der Grundlage von Wahlversprechen. Die Koordinaten müssen stimmen. Wie schnell Krisen entstehen, haben wir am 11. September 2001 erlebt. Ein Terroranschlag, der die Welt erschüttert und einen jahrelangen grausamen Krieg nach sich zieht – solche Szenarien sind in keinem Parteiprogramm vorgesehen.

In heiklen Momenten muss sich der Bürger auf die Politik verlassen können, auch wenn nirgendwo eine Handlungsanweisung geschrieben ist. Woher erfahren die Menschen nun, was den Politiker treibt, was seine Werte sind, seine Maßstäbe? Reden und Erklärungen, Fernsehauftritte oder persönliche Begegnungen sind wichtig, aber meistens flüchtig.

Erst die ausführliche Schilderung eines Lebens, von Kindheit und Familie, Jugend, Aufstieg, Erfolgen und Krisen erklärt einen Volksvertreter wirklich. Bei fast allen Politikern lässt sich politisches Denken und Handeln sehr präzise aus ihrer Biographie heraus erklären und verstehen. Die Erlebnisse des Flüchtlingsjungen Brandt, die Kindheit im bespitzelten Pfarrhaus, wo Angela Merkel groß wurde, die armseligen Umstände, in denen Gerhard Schröder aufwuchs, diese Lebensläufe prägen Politikerverhalten weit mehr als jedes Parteiprogramm. Wer Politiker verstehen will, muss sich die Mühe machen, ein wenig in ihr Leben einzutauchen.

Abgesehen von einem Charakterzug namens Eitelkeit, mit dem bekanntlich immer nur die anderen zu kämpfen haben, ist es mein Wunsch, mein Ziel, mich mit diesem Buch zu erklären. Woher komme ich? Was treibt mich an? Viel habe ich davon bislang nicht preisgegeben, auch wenn viele Menschen den Eindruck haben mögen, sie würden mich kennen.

Bislang habe ich Wert darauf gelegt, mein Privatleben für mich zu behalten, so gut es eben ging. Ich hielt es nicht für sinnvoll, hier und da ein Bruchstück zum Besten zu geben, woraus sich am Ende wohl doch nur ein schiefes Bild ergeben hätte. Klüger schien es mir, meine Geschichte, so unspektakulär sie auch sein mag, am Stück zu erzählen, so wie ich sie sehe: Wie bin ich aufgewachsen, wie funktionierte meine Familie, was trieb mich als Kind und Jugendlicher um, wie bin ich in die Politik geraten und wie konnte es geschehen, dass ich eines Tages Regierender Bürgermeister von Berlin geworden bin.

Ich bin sicher, dass dieses Buch für Freunde und Feinde eine Reihe neuer Informationen und Erkenntnisse liefert. Nach Lektüre jedenfalls dürften Zustimmung oder Ablehnung zu meiner Person auf einem sehr viel stabileren Fundament ruhen.



Eine Kindheit in Lichtenrade: Prekariat und Patchwork

Kindheit in Lichtenrade – Schweineköpfe und Hühnerkrallen – der Vater in Bitterfeld – die Mutter, die kämpfte – fröhliche Feste und unbezahlbare Öl-Rechnungen – Aufbruch, Rebellion und Flucht aus dem Kindergarten

*»Als Kind war Klaus dickköpfig, hilfsbereit
und fernsehsüchtig.«*

Wowereits Nichte Anette

Wenn wir früher durch Lichtenrade spazierten, meine Mutter und ich, dann kannte sie die eine Hälfte der Menschen und ich die andere. Lichtenrade war unser Dorf, unser Kiez, unsere Heimat. Hier fühlten wir uns wohl. Lichtenrade ist typisch für Berlin, weil es ein eigener kleiner Ort ist, eines der vielen Berliner Dörfer. Seine Identität war immer schon von Lokalpatriotismus geprägt. Natürlich fühlen sich die Menschen hier als Berliner, aber eben auch als Lichtenrader. Die sind nicht besser oder schlechter als Schöneberger oder Pankower, aber doch ein eigener Menschenschlag.

Die Wowereits gehörten nicht zum Lichtenrader Jetset. Aber ganz bestimmt wurde unsere Familie respektiert. Wie meine

Mutter uns fünf Kinder weitgehend allein großzog, das nötigte unseren Nachbarn, Bekannten und selbst den moralfesten Bürgern einige Anerkennung ab.

Meine Mutter Hertha war eine Überlebenskünstlerin, die wusste, wie man sich durchschlägt. Gleich nach dem Krieg ist sie hamstern gegangen, ist aufs Land gefahren zu den Bauern, sie hat organisiert und verhandelt, und manchmal kam sie spät-abends mit ein paar Schweineköpfen nach Hause. Immer hat sie einen großen Garten bewirtschaftet.

Selbstversorgung spielte eine wichtige Rolle für sie, so wie für viele Kriegsteilnehmer. Sie legten selbst in den fetten Jahren noch immer und überall Vorräte an, offenbar aus einer irrationalen, gleichwohl tief verwurzelten Furcht, es könnte am nächsten Tag wieder ein Krieg ausbrechen. Hertha behandelte die Früchte ihres Gartens wie Kostbarkeiten. Oft wurde ich mit einer Tüte Birnen oder Äpfel in die Schule geschickt oder mit einem Blumenstrauß für die Lehrerin. Das war mir ziemlich peinlich. Aber die Pädagogen haben es gern genommen. Sie ahnten den symbolischen Wert, der sich uns Kindern nicht so richtig erschloss. Außerdem hat meine Mutter immer erstklassige Ware geliefert.

Das Lichtenrade meiner Kindheit war ein eher unspektakulärer Ort, Endstation der S-Bahn. Mit dem Postkarten-Berlin von KaDeWe, Gedächtniskirche und Goldelse – so nennen wir die vergoldete Skulptur auf der Siegestsäule – hatte Lichtenrade nicht viel zu tun. Eine Attraktion gab es allerdings bei uns: die Villa der Hermione von Preuschen, einer femme fatale, die schwarze Pagen beschäftigte. Hermione von Preuschen gilt als Erfinderin des Historischen Stilllebens. Als 1897 ihr Ehemann starb, zog sie sich in ihre Villa Tempio Hermione nach Lichtenrade zurück und arbeitete als Schriftstellerin. Sie reiste nach



Hertha und ich im Juni 1955.

Indien, Sri Lanka und Burma. Ihre Parties, bei denen immer auch kontroverse Kunst zum Besten gegeben wurde, galten als ebenso verrückt wie spannend, weshalb die gesamte Berliner Boheme nach Lichtenrade pilgerte.

Heute verirrt sich die Prominenz eher selten nach Lichtenrade. Das Zentrum ist seit jeher die Bahnhofstraße, wo die Ge-

schäfte liegen, wo man sich auch heute noch trifft, beguckt und miteinander redet. Hier müssen Lokalpolitiker bestehen, am Samstag, wenn die Bürger einkaufen. Ungezählte Samstage habe ich hier unter dem roten Schirm der SPD um Stimmen geworben und mehr über die Sorgen und Hoffnungen der Menschen gelernt als jedes Umfrageinstitut mit seinen teuren Studien liefern kann. In Lichtenrade war schon immer das ganz normale Leben zu Hause.

Lichtenrade war bis ins 20. Jahrhundert ein typisches Angerdorf, das vor den Toren der großen Stadt lag und zum Kreis Teltow gehörte. Ringsum lagen Felder, Wiesen und Bauernhöfe, ein Paradies für Kinder. Es war eine stille, kleine, übersichtliche Welt. Hier gab es Kopfsteinpflaster, alte Bäume und noch echte Handwerker. Unser Nachbar war Malermeister. Ein netter Mann war das, auch wenn er vermutlich nie SPD gewählt hat. Lichtenrade war zwar noch Berlin, aber auch schon Land, wenn auch nicht besonders viel. Die Mauer stand im Blickfeld, seit ich acht Jahre alt war.

Mit meinem Fahrrad habe ich mir die Gegend Stück für Stück erobert. Die Touren wurden jedes Jahr weiter und abenteuerlicher. Meine Mutter und meine Schwester Helga fuhren oft nach Rangsdorf zum Tanzen, manchmal besuchten wir auch Verwandte in Mahlow. Der Bau der Mauer drückte Lichtenrade dann enger an die Stadt, die sich ihrerseits ausbreitete.

Die Lücke zwischen Dorf und Metropole schloss sich langsam, zumal die Bauern ihre Äcker als Bauland vergoldeten. Wo früher Getreide wuchs, schossen die Wohnblocks eines in seinen engen Grenzen expandierenden West-Berlins empor. Die neuen Mieter kamen aus den Sanierungsgebieten im Wedding. Im Gegensatz zu den Neuankömmlingen fühlten wir uns als stolze Alt-Lichtenrader.